

Diebe.

Kleine Diebe und Betrüger.

Neben den großen Einbrechern, den berühmten Taschendieben laufen die kleineren Spezialitäten des Diebstahles einher, nicht minder geschickt und verschlagen als jene. Ein gerne angewandter Trick des Dachbodendiebes ist es zum Beispiel, das geraubte Gut in irgend ein Tuch einzuschlagen, das er ebenfalls auf dem Dachboden gefunden hat und mit seiner Beute rücklings über die Hausstiege hinunter zu gehen. Kommt ihm jemand entgegen, so steigt er gleich wieder die Stiege hinauf, läutet an irgend einer Thür und fragt nach einem Herrn Mayer, dem er dieses Paket überbringen will. Da er eine negative Auskunft erhält, entschuldigt er sich und verläßt das Haus mit dem Bemerkten, daß ihm eine falsche Adresse angegeben worden sein müsse. Der Fahrraddieb, der Rockdieb zur Winterszeit, die Ohrringdiebin, welche Kinder an sich lockt, dieselben mit fingierten Bestellungen in ein Haus schickt und sich angeblich zum Pfand die Ohrringe der Kinder oder Pakete, welche sie tragen, geben läßt und damit verschwindet; der Bettler, welcher auch „Stiegenläufer“ oder „Schnallendrücker“ heißt und Diebstähle verübt, wenn er in ein Vorzimmer gelangen kann; der Dieb, der von den Frachtwagen Kollis stiehlt; der „Fecher“, welcher Effekten von Geschäftsauslagen entwendet;

der „Leichensfledderer“, der nur solche Personen bestiehlt, welche zur Sommerszeit infolge der Hitze oder infolge Trunkenheit im Freien eingeschlafen sind, bilden oft vorkommende Spezialitäten. In vielen Fällen sind diese Personen gar keine zünftigen Verbrecher, sondern nur Gelegenheitsdiebe.

Eine andere Art ist auch der Ringwerfer. Er legt auf der Straße einen wertlosen Ring aus schlechtem Metall nieder und wartet dann versteckt, bis einer der Passanten den Ring aufhebt. Dann stürzt er vor und macht sein Recht auf den halben Finderlohn geltend, da er den Ring soeben auch bemerkt habe. Er sagt, daß das Schmuckstück sehr wertvoll sei und der Finderlohn mindestens fünfzig Kronen betrage. Wohl, erklärt er gleich weiter, sei es ihm zuwider, zur Polizei laufen zu müssen und er würde sich mit einem Anteil von zehn Kronen gerne begnügen. Der Finder läßt sich überreden. Er glaubt ein gutes Geschäft gemacht zu haben, denkt auch vielleicht daran, daß er den Fund verheimlichen, den Ring für sich behalten könne und zahlt das Geld. Erst später bei der Polizei oder beim Schätzmeister erfährt er, daß der Ring wertlos ist, daß er das Opfer eines Schwindlers war.

Die diebische Mieterin.

„Kabinett zu vermieten!“

Ein kleiner Zettel, der beim Haustor an die Türschnalle oder an einen Nagel aufgehängt wird, der im Winde flattert, so daß er oft umgekehrt wird und die unbeschriebene Seite der Straße zugewendet ist, den der übermütige Gassenjunge herunterreißt und in den Kot wirft, und an den die Vermieterin doch so viele Hoffnungen knüpft. Nicht nur in den Bezirken an der Peripherie

der Stadt, nicht nur in Favoriten und in Meidling, in der Brigittenau und in Fünfhaus, wo die armen Leute in ihren Kasernen wohnen, wo das Elend oft in Kellerlöchern und Bodenkammern zusammengepfercht ist, sondern auch im Studentenquartier in der Josefstadt, in allen anderen Bezirken und selbst in den vornehmen palaisartigen Gebäuden der Altstadt, im ersten Bezirke, sind Kabinette zu vermieten. Nicht die arme Näherin allein, nicht nur die abgeplagte Arbeitersfrau, auch die Offizierswitwe und die Kaufmannsgattin vermieten Betten oder Teile ihrer Wohnungen. Die schlechten Erwerbsverhältnisse, der teure Mietzins, die Verteuerung der Lebensmittel, zwingen viele Familien dazu, Zimmer zu vermieten, um dadurch einen Teil des Zinsgeldes hereinzubringen. Es ist keine Unnehmlichkeit, einen Fremden in seiner Wohnung, gewissermaßen in seiner Familie aufnehmen zu müssen; einen Menschen, den man nicht kennt, von dem man nicht weiß, ob er ehrlich ist.

Der Verbrecher kennt gar wohl seine Stadt und die Bewohner derselben, er ist mit deren Sitten wohlvertraut und weiß, daß sich die Vermieterin nicht lange überlegen wird, ihn zu akzeptieren. Je nach dem Bezirke, nach dem Milieu, in welchem sich die Vermieterin befindet, wird der diebische Mieter seinen Plan zur Ausführung bringen. In den Bezirken, die von der ärmeren Bevölkerung bewohnt sind, tritt er als Arbeiter, als Tagelöhner auf, das Mädchen gibt sich für eine stellenlose Gouvernante, für eine Kassierin aus. Im Studentenviertel wird der diebische Mieter als Student auftreten und in der inneren Stadt muß er vornehm gekleidet sein, sich als Buchhalter, als Arzt präsentieren, wenn er seinen Zweck erreichen, wenn er Erfolg haben will.

Meist sind es ärmere Leute, welche den diebischen Mietern zum Opfer fallen. Der frühere Mieter des Ra-

binetts ist im Spital gestorben. Er hat kaum so viel zurückgelassen, um die Verpflegsspesen im Krankenhause, die Kosten der Beerdigung zu decken, und die Wohnungseigentümerin hat den zweimonatlichen Mietzins verloren. Das ist eine bedenkliche Lücke in dem kleinen Haushaltungsbudget und sie wird immer bedenklicher, da schon Wochen hindurch das Kabinett frei gestanden ist, da sich kein neuer Mieter finden will. Die wenigen Kronen monatlich fehlen der Frau. Am Ersten kann sie schon nicht den ganzen Zins bezahlen, sie mußte den Hausherrn um Nachsicht bitten. Sie muß sparen, um den Ausfall zu decken. Fleisch kommt nur Sonntags auf den Tisch, da die arme Frau fürchtet, daß der Rückstand beim Fleischhauer ein zu großer, für sie unerschwinglicher werde. Ihre einzige Hoffnung setzt sie auf das Zettelchen, das beim Haustor hängt: „Kabinett zu vermieten.“

Endlich nach wochenlangem Harren kommt eine Mieterin. Ein Mädchen, halbwegs gut gekleidet, mit ganz nettem Aussehen. Sie besichtigt das Kabinett, es gefällt ganz gut, bezüglich des Mietpreises entstehen keine Differenzen. Die neue Mieterin stellt sich als Gouvernante vor, sie ist vor kurzer Zeit erst aus einer anderen Stadt hier eingetroffen und sucht einen Posten. Ihr Koffer mit den Kleidern wird erst in einigen Tagen nachkommen und ebenso ihr Geld, das sie vorsichtshalber im Koffer verwahrt hat. Dann werde sie sofort den Zins für einen Monat im voraus entrichten. In ihrer Freude darüber, daß das Kabinett vermietet wurde, daß nunmehr doch ein Teil der Sorge wenigstens behoben sei, fragt die Wohnungseigentümerin nicht nach Dokumenten, die Mieterin nennt irgend einen Namen, mit dem Ausfüllen des Meldezettels beeilt sich das Publikum nicht so sehr. Die Frau verköstigt die neue Mieterin, erwartet sie doch mit Sicherheit das Einlangen des Koffers und des Geldes.

Zwei, drei Tage sind so verstrichen. Die Frau ist zur Wäsche gegangen, oder sie ist auf dem Markt, um etwas einzukaufen. In ihrer Vertrauenseligkeit hat sie die Mieterin allein in der Wohnung zurückgelassen. Diese hat nun auf einen solchen Augenblick gewartet. Sie bricht die Kästen auf, sie rafft alles zusammen, was ihr nur halbwegs wertvoll erscheint, schnürt das Ganze zu einem Bündel, huscht über die Stiegen zum Hause, in das Labyrinth der Großstadt hinaus. Der „Murer“, das gestohlene Gut, wird beim bekannten Hehler sofort „verpaßt“, verkauft, und die diebische Einmieterin hat wieder für einige Zeit zum Leben.

Die arme Frau kehrt dann heim, sie sieht die Verwüstung, die angerichtet worden ist, sie findet ihre Mieterin nicht, ein furchtbarer Verdacht dämmert ihr auf. Die, von der sie das Heil, die Rettung aus ihrer Not erwartet hat, sie hat sie vollständig ruiniert, an den Bettelstab gebracht. Die Bestohlene eilt zur Polizei, sie erstattet die Anzeige, sie gibt ein Verzeichnis der gestohlenen Gegenstände an. Diese sind aber mittlerweile schon veräußert. Entweder hat sie ein ehrlicher Trödler gekauft, der sich dann meldet, die Effekten aber auch nur zurückgibt, wenn er das hiefür ausgelegte Geld erhält, oder die gestohlenen Gegenstände sind beim Hehler und der hat selbst das größte Interesse daran, sich nicht zu veraten.

Die Verfolgung der Diebin wird eingeleitet, das heißt, man nimmt mit der Anzeigerin ein Protokoll auf und dieses verstaubt dann im Aktenfaszikel, eine Bemerkung darüber kommt in den nur für polizeilichen Gebrauch bestimmten Polizeianzeiger, den auch selbst die Polizeibeamten nicht immer lesen, die Diebin, die einen falschen Namen angegeben hat, wird nie mehr eruiert. Ist der Polizeibeamte besonders eifrig, so legt er der An-

zeigerin die Photographien jener diebischen Einmieterinnen vor, die in den letzten Jahren bestraft und deren Bilder im Verbrecheralbum gesammelt wurden. Agnosziert die Beschädigte in einem dieser Bilder die Diebin, so weiß man wenigstens wer sie ist, aber damit hat man sie noch lange nicht.

Sie ist in der Millionenstadt untergegangen, sie hat mittlerweile schon neue Diebstähle verübt. Die Stadt ist groß, ja jeder Bezirk bildet eine Stadt für sich, in jeder Gasse, beinahe an jedem Hause hängt ein Zettel: „Kabinett zu vermieten.“ Jahre hindurch verüben die diebischen Einmieterinnen ihre nicht sehr schwierigen und gefährlichen Verbrechen, um die armen, von ihnen an den Bettelstab gebrachten Opfer kümmert sich niemand.

Franziska Klein, die Mörderin des Wiener Hausbesizers und Armenrates Johann Sykora, war eine dieser diebischen Einmieterinnen. Unter den Namen Franziska Braun, Jona Horvath usw., unter denen sie wegen derartiger Diebstähle schon vorgestraft war, hat sie niemand in der Öffentlichkeit gekannt. Nicht einmal den Beamten der Kriminalpolizei war dieser Name geläufig. Jahre hindurch lebte sie teils als Dirne, teils als diebische Einmieterin, und erst das Verbrechen an dem alten Sykora, die Zerstückelung der Leiche, das Verbergen derselben in einem Sacke, die Flucht nach Paris und die dort erfolgte Verhaftung haben den Namen Franziska Klein allgemein bekannt gemacht und das Augenmerk auf ihr Vorleben, auf ihre früheren Verbrechen gelenkt. Als diebische Mieterin hat sie ihre Verbrecherkarriere begonnen, als routinierte Dirne fortgesetzt, bei dem Verbrechen des Heiratschwindels hat sie kurze Station gemacht und als Raubmörderin geendet.

Der Kaudemhalschener.

Es ist eine ganz spezielle Diebsart. Am frühen Morgen schon macht er sein Geschäft, bei Tage lebt er bürgerlich und brav. Er ist dann ein ehrfamer Gewerbetreibender, ein kleiner Beamter, Privatier oder dergleichen. Der frühe Morgen ist für ihn die günstigste Zeit. Der Hausbesorger hat das Tor zeitig geöffnet, um den Bäcker, den Milchlieferanten, den Zeitungsausträger einzulassen, und dann hat er sich wieder ins Bett gelegt, um einen kleinen Nachschlaf zu halten. Das offene Haus ist unbewacht, und diese Zeit benutzt der Kaudemhalschener, der auch Zephyrgänger genannt wird.

Die Dienstmädchen sind noch schlaftrunken. Sie hängen die Kleider, die sie putzen sollen, auf den Gang hinaus, sie stellen sich hier die Schuhe bereit, um sie zu reinigen. Sie gehen dann nochmals in die Wohnung zurück, um das Putzzeug zu holen, um Vorbereitungen für das Frühstück zu treffen. Diesen Augenblick wartet der Kaudemhalschener ab. Er entwendet alles, was ihm in die Hände fällt, und flüchtet mit seiner Beute.

Noch gefährlicher ist sein Treiben in Hotels und Gasthöfen, in denen er sich in die Zimmer einschleicht. Neben dem Bett des Schlafenden verübt er sein Verbrechen. Er klopft leise an die Zimmertür und öffnet, wenn er keine Antwort hört. Mit einem leisen „Guten Morgen“ betritt er das Zimmer. Der Reisende, der in seiner Schlaftrunkenheit, in dem dunklen Zimmer vielleicht für einen Augenblick erwacht, ist der Meinung, daß jemand vom Hotelpersonal gekommen sei, um die Kleider zu reinigen, und wird, dem frühen Besuche gar keine Beachtung schenkend, gleich wieder einschlafen. Der Dieb nimmt Wertsachen, Bargeld an sich und, nach rückwärts schreitend, verläßt er wieder das Zimmer, wieder „Guten

Morgen“ sagend, wenn er die Thür leise öffnet, da er durch das Anarren den Schlafenden zu erwecken fürchtet.

Erwacht der Reisende tatsächlich und fragt den Fremden nach seinem Begehr, so wird sich dieser als Friseur, Frotteur und dergleichen ausgeben und sagen, daß ihn der Portier gesendet habe. Erwidert der Passagier, daß er niemand bestellt habe, so entschuldigt er seinen Irrtum, der Portier müsse ihm eine falsche Zimmernummer gegeben haben, und entfernt sich gleich darauf. Er läuft nicht große Gefahr, ertappt zu werden. Vielfach werden derartige Verbrechen auch von Mädchen und Frauen verübt, denen bei einer eventuellen Überraschung, beim Erwachen des im Zimmer Schlafenden, noch das sexuelle Moment zugute kommt.

Der Schottenfeller.

Diese Spezialität von Dieben hat ihr eigenes Konto in der Kalkulation der Warenhäuser. Außer den Auslagen für Mietzins, Steuer, Beleuchtung, Personal, Reisende usw. muß der Kaufmann noch in seinem Ausgabenetat einen eigenen Posten für die Ladendiebe eröffnen. Das Warenlager eines Großhandlungshauses ist im Detail gar nicht zu überprüfen, und außer den Diebstählen, welche sich unter den Hunderten von Bediensteten wohl der eine und der andere hier und da zuschulden kommen läßt, ist das Großhandlungshaus auch noch den Raubzügen der „Schottenfeller“ ausgesetzt, einer gefährlichen Diebsart, welche während des Befehens der Waren diese vor den Augen des Verkäufers verschwinden lassen. Die Kaufleute wissen von diesen Diebstählen genug Leidensgeschichten zu erzählen und versuchen sich vor dem Schottenfeller zu schützen. Durch einen Zuruf, welcher

den anderen im Geschäfte anwesenden Kunden unauffällig scheint, wie zum Beispiel „A. D.“ (Aussicht, Dieb) warnen sich die Verkäufer, und die Kassa zwischen dem Verkaufspult und der Ausgangstür hat keinen anderen Zweck, als der Kassierin die Möglichkeit zu geben, die bei den Verkaufspulten stehenden Kunden zu überwachen. Tatsächlich fühlt sich der Schottenfeller dadurch in seiner Arbeit so behindert, daß die Ladendiebstähle in Geschäften, die eine derartige Sitzkassa errichtet haben, stark vermindert sind.

Wer Gelegenheit hat, viel in derartigen großen Geschäften zu verkehren, das Publikum zu beobachten, dessen Blick wird sich für gewisse Eigenarten der Kunden bald schärfen. Trotzdem wird er bei aller Übung ebensowenig wie der Verkäufer selbst den unverdächtigen Kunden auf den ersten Blick vom Ladendieb unterscheiden können. In dem Gedränge wird ihm eine schlichte Bürgersfrau, eine junge Köchin, eine Gouvernante wenig auffallen. Der Schottenfeller verübt auch selten den Diebstahl allein. Er betritt den Laden, sieht unverdächtig und ehrbar aus. Aus der Tasche zieht er eine lange Liste; Kommissionen, mit denen ihn seine Frau beauftragt hat, als er nach Wien fuhr. So sagt er wenigstens zu dem Verkäufer und imitiert dabei die dumme verschmizte Miene des Landbewohners. Die von ihm verlangten Stoffe müssen ein ganz bestimmtes Muster haben, er läßt sich dies und jenes vorlegen, besichtigt alles genau, verlangt anderes, jagt den Kommiss von einer Ecke in die andere, bald hat er noch oben etwas entdeckt, was ihm gefallen würde, bald sieht er ganz unten im Regal einen Seidenrest, der dem von ihm verlangten Muster ähnelt. Er wird trachten auf dem Verkaufspulte Unordnung zu erzeugen, der Kommiss wird selbst nicht mehr wissen, was er herausgelegt hat, und nicht rasch kontrollieren können ob

das eine oder das andere Stück fehlt. Während der Dieb noch wählt, kommt seine Komplizin oder mehrere seiner Gehilfen, auch diese verlangen verschiedenes zur Auswahl. Der Verkäufer verliert den Kopf, er weiß nicht, wen er zuerst bedienen, welches verlangte Warenstück er zuerst dem Käufer reichen soll.

Diesen Augenblick benutzt der Ladendieb. Er wird selten den Gegenstand, den er stehlen will, mit der Hand vom Verkaufspulte wegnehmen. Wie durch ein unbeabsichtigtes Anstoßen mit dem Arm bringt er den auf der glatten, polierten Fläche des Verkaufspultes zum Gleiten und läßt ihn dann mit einem langgeübten Jongleurkunststück in seine Diebstaschen verschwinden. Diese Diebstaschen sind an der Innenseite der Überrocke zwischen Stoff und Futter angebracht und werden „Gohlen“ oder „Führen“ genannt. Zunächst trägt der Schottenfeller einen mit Haken versehenen Gurt um den Leib, auf welchen er die Innenseite des Überrockes einhängt, um ein auffälliges Abwärtsziehen des Rockes infolge der oft schweren Lasten zu verhindern. Frauen benutzen als Diebsäcke oft zwei unten zusammengenähte Unterrocke, deren Öffnung mit dem Schliß des Oberkleides kommuniziert. Hat der Schottenfeller den einen oder den anderen Gegenstand in seinem Diebsack verschwinden lassen, so wird er dann mit der Wahl der Gegenstände, die er kaufen will, bald fertig sein. Nur selten verläßt er den Laden wieder, ohne etwas gekauft zu haben, weil er sich dadurch verdächtig machen würde. Er nimmt einige Kleinigkeiten, die er sofort bar bezahlt, verspricht ein anderesmal wiederzukommen, wenn kein solches Gedränge sein wird und entfernt sich. Seine Komplizen, die nun ihren Zweck erfüllt haben, in dem sie die „Vertusser“, die Ablenker spielten, finden natürlich keinen Gefallen an den ihnen vorgelegten Waren und entfernen

sich bald, ohne etwas gekauft zu haben. Erst später beim Einräumen der Waren, vielleicht erst bei der Abrechnung am Abend wird der Diebstahl bemerkt. Die gestohlene Ware ist mittlerweile schon längst verkauft, der Kaufmann erstattet zumeist gar keine Anzeige. Wen könnte er unter den vielen Hunderten, die tagsüber im Geschäft waren auch verdächtigen.

Als Gohlen, Verstecke für die gestohlenen Waren, werden die verschiedenartigsten Gegenstände gewählt.

Die elegante Dame läßt gestohlene Spizen in ihren halboffenen Schirm verschwinden; die Köchin versteckt einen entwendeten Seidenrest in ihren Einkaufskorb, der einen doppelten Boden hat; die Gouvernante verbirgt einen Ring in ihrem Muff; der gewandte Dieb versteckt einen gestohlenen Schmuckgegenstand zwischen zwei enganeinander geschmiegtten Fingern so geschickt, daß man ihn dort nicht entdecken kann. Der Mund, die Ohrmuschel, die Haare und die Nasenhöhle, ja selbst die Fingernägel dienen als Gohlen. Frauen klemmen auch gestohlene Gegenstände zwischen die Beine und trotz dieses Hindernisses können sie dann mit großer Geschicklichkeit streckenweit rasch gehen, sogar laufen. Diesen Diebinnen wird ein besonderer Name beigelegt, sie heißen „Rachwener“.

Die „Feger“, gehören zwar nicht zu den Schottenfellern, sie sollen aber gleich hier erwähnt werden, weil sie ebenfalls Diebstähle in Geschäftslokalen verüben. Sie stehlen die in den Auslagen befindlichen oder an den Geschäftsportalen aufgehängten Waren.

Der Straßenauflauf.

Das Gemälde eines bekannten Wiener Malers stellt eine größere Ansammlung von Menschen dar, welche von der

Straße zum Fenster des ersten Stockwerkes emporblicken und mit großem Interesse die Bemühungen eines Stubenmädchens verfolgen, das mit einem Besen den seinem Käfig entflohenen Kanarienvogel wieder einfangen will. „Was ist denn geschehen?“ hat der Maler humoristisch dieses Bild benannt. Das gewiß bedeutungslose Ereignis kann bei der charakteristischen Neugierde der Wiener eine derartige Ansammlung zur Folge haben, daß eine Verkehrsstöckung eintritt und die Polizei intervenieren muß.

Wo ein großer Andrang herrscht, wo sich die Menschen erregt oder neugierig aneinanderpressen und der einzelne auf die Berührung eines Fremden nicht mehr so achtet, da findet der Taschendieb ein ergiebiges Feld. Seit jeher galt unter den ungarischen Taschendieben, welche den ständigen Aufenthalt in Wien wegen der Polizei fürchten, der Satz: „Wenn eine schöne Generalsleiche ist, kann man leicht stehlen!“ Die Bestattung eines höheren Offiziers mit militärischem Gepränge bietet eben auch Anlaß für die Ansammlungen Neugieriger. Jeden Tag hat aber der Taschendieb nicht seine „schöne Generalsleiche“ und da trachtet er eben die Menschenansammlung künstlich herbeizuführen. Durch eine andere Handlung soll sein Vorgehen bemäntelt, die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt werden. Er sucht einen „Vertuß“, eine Ablenkung herbeizuführen, ebenso wie es der im Geschäft erscheinende Komplize des Schottenfellers macht.

Eine Ursache für den Auflauf ist alsbald gefunden. Die Komplizin des Diebes simuliert eine Ohnmacht und fällt auf der Straße zusammen, oder ein Kind, daß von dem Diebe dazu abgerichtet ist, weint laut. Es bilden sich Ansammlungen um das schluchzende Kind, man fragt es, was ihm geschehen sei und nach längerer Zeit erst, nachdem der Knabe seine tränenfeuchten Wangen getrocknet, erzählt er, daß er eine Krone verloren habe,

für die er seiner Mutter eine Arznei aus der Apotheke holen sollte. Er getraute sich jetzt gar nicht nach Hause. Mildtätig ist der Wiener ja meist, wenn er es leicht sein kann und eine Kollekte unter den Ungesammelten ergibt bald ein Mehrfaches der angeblich verlorenen Krone.

Den Andrang hat aber der Taschendieb ausgenützt, um seine Diebstähle zu verüben. Mit gut einstudierten Griffen zieht er Uhren, Brieftaschen und Börsen aus den Taschen seiner Nebenmänner. Wenn sich der Auslauf dann gelöst hat und die Bestohlenen viel später erst den Schaden merken, ist der Taschendieb längst in Sicherheit. Niemand hat ihn bei Verübung der Tat gesehen, niemand beargwöhnt ihn.

Die Ohnmächtige erwacht bald aus ihrer fingierten Bewußtlosigkeit, das weinende Kind entfernt sich rasch, der Komplize, welcher epileptische Anfälle simuliert hat, wird plötzlich wieder gesund, der Betrunkene, der mit seinen Kapriolen die Menge anlockte, verschwindet. Die Straße, in der soeben der berufsmäßige Taschendieb mit seinen Helfern gearbeitet hat, bekommt wieder ihr gewöhnliches Aussehen und die Polizei, welcher dann die Anzeigen über diese Taschendiebstähle zukommen, kann nichts machen, als ein Aviso an die Wachposten und Detektives ergehen zu lassen, das Publikum zu warnen und es dem Detektive Zufall zu überlassen, ob der Dieb verhaftet wird oder nicht.

Der Silberer.

Wie jedes andere Verbrechen hat auch der Taschendiebstahl seine ausgebildete Technik, die sich auf alte Traditionen stützt. Die Handgriffe sind wohl mit den Jahren geschickter und feiner geworden, die Ausführung

aber bleibt, der Einfachheit der Mittel entsprechend, die fast nur aus den Fingern selbst bestehen, mehr oder weniger auf derselben Stufe, auf der sie von alters her gewesen ist. Die berufsmäßigen Taschendiebe, die in Wien arbeiten, sind merkwürdigerweise zumeist Ungarn, die längere oder kürzere Reisen nach Wien unternehmen. Selten arbeiten sie allein, meist haben sie einen Genossen mit sich, der ihnen die „Mauer“ besorgt. Die Aufgabe der „Mauer“ besteht darin, die Aufmerksamkeit des Opfers oder der Leute in der Umgebung von dem Diebe und dessen Manipulationen abzulenken und sich so zu postieren, daß der „Sliberer“ und seine Bewegungen möglichst gedeckt sind.

Hat die „Mauer“ ihren Posten bezogen, so beginnt die Arbeit des Diebes. Er hat sich schon durch einen Blick überzeugt, wo das Opfer seine Brieftasche, seine Geldbörse oder seine Uhr verwahrt hat. Dann macht er die „Schere“, das heißt, er streckt Zeigefinger und Mittelfinger etwas voneinander gestreckt aus, schließt die übrigen Finger an die Handfläche an und fährt mit den beiden ausgestreckten Fingern vorsichtig in die Rocktasche seines Opfers. Dabei muß der Handrücken dem Körper des zu Bestehlenden zugewendet sein und die Tasche vom Körper des Mannes vorsichtig ferne halten, um jede Berührung zu vermeiden. Langsam gleiten die Finger immer tiefer, bis ihre äußersten Spitzen die Brieftasche oder Börse erfassen können. Die Finger werden zusammengeklammert und mit der dazwischen gehaltenen Brieftasche langsam wieder herausgezogen.

Ist diese Arbeit geschehen, so kommt der weitere Trick, das „Zuplanten“ oder Zuschieben des gestohlenen Gegenstandes an den Komplizen. Selten wird der Dieb selbst die Brieftasche oder die Geldbörse behalten. Er kann beobachtet worden sein, er kann

verhaftet werden, und wenn man die Briefftasche bei ihm findet, ist damit auch sein Urtheil besiegelt. Sehr rasch, sofort nach der Tat, trachtet er daher, sich des „Murers“ zu entledigen. Er steckt die Briefftasche seinem Komplizen zu oder er läßt sie vorsichtig zur Erde gleiten und der andere hebt sie rasch auf. Oft sind Frauen die Komplizen des Diebes. Diese tragen Halbschuhe, aus denen sie leicht herauschlüpfen können, die Strümpfe sind unten durchgeschnitten, so daß die nackten Zehen operieren können. Mit ihren wie Finger gelenkig greifenden Zehen heben die Helferinnen des Diebes die Briefftaschen vom Erdboden auf und durch eine leichte Krümmung des Fußes bringen sie die gestohlenen Gegenstände in Taschen, die sich an der Innenseite ihrer Röcke, möglichst weit unten, befinden. In einem Augenblick ist dies alles besorgt, die Genossin des Diebes schlüpft wieder in ihren Schuh und die Briefftasche ist verschwunden. Auf dieselbe Art wie der „Sliberer“ Briefftaschen „pukt“ (stiehlt), entwendet er auch Uhren, nur muß er dann zuerst die durch ein Knopfloch der Weste durchgezogene Uhrkette, den „Strang“, mit einer kleinen, aber starken Kneipzange durchzwicken.

Kann sich der Taschendieb nicht leicht dem ausersehenen Opfer nähern, so wird er etwa auf den Betreffenden zutreten, ihn um Feuer für seine Zigarre bitten, auf irgend etwas aufmerksam machen und diesen kurzen Augenblick mit der Gewandtheit eines Taschenspielers zur Verübung des Diebstahls benützen. Was von diesen fingerfertigen Gaunern im Verlauf eines Jahres gestohlen wird, davon macht sich der Laie keine rechte Vorstellung. Tausende von Gulden beträgt der Wert der Dinge, die alljährlich auf diese Weise in unrechtmäßigen Besitz kommen. Es ist dabei ungemein schwer, den Taschendieb, der stets sehr geschickt arbeitet, dabei zu beobachten,

ihn festzunehmen und der Täterschaft zu überweisen. Unter den Polizeiagenten gibt es eine Spezialgruppe, die Brigade der Diebsfänger, die stets auf Beobachtung sind, durch die Gassen patrouillieren, sich überall dort aufhalten, wo größerer Andrang herrscht, in den Foyers der Theater, bei den Haltestellen der Straßenbahn usw. Taschendiebe üben ihren Beruf oft lange aus, ohne eruiert zu werden. Sie gehen auf den Diebstahl aus, wie der Kaufmann in seinen Laden, wie der Beamte in sein Bureau geht. Für sie ist es ein Geschäft, von dessen Ertrag sie sich und die Ihren ernähren.

Der Waggondieb.

Im Vestibül des Westbahnhofes herrscht reges Leben. In nervöser Hast, wie es das Bahngetriebe mit sich bringt, eilen die Passagiere durcheinander, stellen sich bei der Billettkassa an, um hier ihre Fahrkarten zu lösen. Hinter der älteren Frau, welche — wie fast alle Damen — nicht alles in dem großen Reisekorb untergebracht hat und die sich zwischen ihren Hutschachteln, Retikules, Paketen und Plaidjack gar nicht mehr auskennt, nicht mehr weiß, wie viel ihrer kleinen Reisegepäckstücke sie eigentlich mit hat, stellt sich ein elegant gekleideter Herr an. Dabei schaut er spähend um sich, wenn die vor oder hinter ihm Stehenden die Briestaschen herausnehmen, um das Geld für die Fahrkarten vorzubereiten. Mit geübtem Blick sieht er, ob die Briestaste des einen wohlgefüllt ist, in welcher Tasche der andere seine Gelbbörse verwahrt. In einem unbewachten Augenblick läßt er das Retikule der älteren Dame verschwinden, die in der Masse der Pakete diesen einen Gegenstand nicht vermißt, er löst dann zwei Billette erster Klasse, weil er bemerkt hat, daß ein etwas

vor ihm stehender Herr, den er zum Opfer erwählt hat und der eine dickbauchige Brieftasche sorglos im Mantel verwahrte, ebenfalls erster Klasse fährt.

Wie in Gedanken versunken geht er dann im Vestibül von einer Ecke zur andern, bis er rasch einer hinter dem Pfeiler stehenden Frau eine Fahrkarte zusteckt. Ohne ein Wort mit seiner Komplizin zu sprechen, geht er die Stufen zum Wartesaal empor, bald darauf folgt ihm die Dame. Sie gehen aneinander vorbei, ganz fremd, als ob sie sich nie gesehen hätten. „Rechtes Eckfenster, grauer Schnurrbart!“ flüstert der Mann seiner Komplizin im Vorübergehen zu.

Sie weiß, was er damit sagen will, und blickt zur rechten Fensterecke des Wartesaales herüber, wo ein älterer Mann mit grauem Schnurrbart, der Typus eines Landedelmannes, Platz genommen hat. Er soll das Opfer des Waggondiebes werden.

Die Türen, die auf den Perron führen, werden geöffnet, die Passagiere strömen hinaus, nur der Mann, welcher früher das Retikule gestohlen hatte, scheint es nicht eilig zu haben. Sorglos bleibt er noch beim Restaurationstisch sitzen, während seine Komplizin dem älteren Manne mit dem grauen Schnurrbart nachdrängt, um zu sehen, in welchem Coupé er Platz nimmt.

Bald nachher erscheint sie in der Öffnung der Waggon-tür. „Könnte ich mit diesem Waggon direkt nach X. fahren?“ fragt sie den Reisenden, der schon Platz genommen hat, mit einem verbindlichen Lächeln. Der Befragte blickt auf, er sieht ein hübsches Gesicht, eine fescbe Gestalt, er denkt an ein Abenteuer während der Fahrt, und sofort ist er bereit, der Dame dienstbar zu sein. Er hilft ihr in das Coupé, er will sie neben sich plazieren, doch sie dankt. Sie kann nicht mit dem Rücken gegen

die Fahrtrichtung sitzen, sie will lieber dem Herrn gegenüber Platz nehmen.

Das Abfahrtsignal ertönt, da eilt noch der Mann, welcher sich in der Restauration verspätet hatte, über den Perron. Er hat früher genau gesehen, in welches Coupé seine Komplizin eingestiegen ist, und diesem wendet er sich zu. Er grüßt höflich, nimmt neben seinem Opfer Platz, das über die unerwartete Störung, über den Mann, der sein erhofftes Abenteuer zunichte macht, sehr ungehalten ist. Doch der zuletzt Gekommene ist kein Störenfried. Das Summen und Surren, der Gleichklang des Geklappers, das matte Licht im Waggon, die tiefe Finsternis der Nacht, durch welche der Zug dahinjagt, scheinen ihn einzuschläfern. Müde läßt er den Kopf zur Seite sinken, seine Augenlider schließen sich und die behandschuhten Hände, welche aus dem Reiseplaid hervorragen, der über die Schultern des Mannes gehängt ist, sind ineinander verschlungen. Der Mann scheint zu schlafen, er stört nicht.

Die aufmunternden Blicke des Gegenübers bringen das Blut des Landedelmannes in Wallung, er achtet nicht mehr auf den neben ihm Sitzenden und merkt nicht, daß dieser unter dem Reiseplaid mit der Hand manipuliert und daß trotzdem die behandschuhten Finger ruhig bleiben. Er weiß nicht, daß nur die eine Hand des Mannes echt ist und daß der andere ausgestopfte Handschuh die Finger täuschend markiert, während die unter dem Plaid verborgene Hand sich geschickt vorschiebt, bis sie die Brieftasche aus dem Mantelsack des andern herausgezogen hat. Noch immer scheint der Mann zu schlafen, noch immer halten die Finger der einen Hand den ausgestopften Handschuh fest, als ob die beiden Hände des Mannes auf dessen Schoß liegen würden.

Ein schriller Pfiff ertönt, er weckt den Schläfer. Der Zug fährt in eine Station ein. „Jetzt hätte ich bald verschlafen!“ sagt er halblaut und verläßt höflich grüßend das Coupé. Er wechselt keinen Blick mit seiner Komplizin, als ob sie ihm ganz fremd wäre. Er verläßt den Zug, die Beute in der Tasche. Die Waggonen rollen weiter, die Annäherungsversuche des Landedelmannes an seine Reisegefährtin werden immer dringlicher, doch bei der nächsten Station muß seine Begleiterin aussteigen, sie hat angeblich ihr Reiseziel erreicht. Sie gibt dem Manne auf dessen Bitte ihren Namen und ihre Adresse, selbstverständlich sind ihre Angaben falsch, sie verspricht ihm eine Zusammenkunft, und während der Bestohlene an sie denkend weiterfährt, reist sie in die Station zurück, in welcher ihr Komplize, meist ihr Geliebter, ausgestiegen ist, die Reise hat sich den beiden rentiert.

Oft kommen derartige Diebstähle gar nicht zur Anzeige. Der Bestohlene schämt sich zu gestehen, in welcher Weise er geprellt worden ist, er will die weibliche Bekanntschaft, die er während der Fahrt gemacht hat, verschweigen. Daß sie ihn bestohlen hat, ist ja gar nicht möglich, denkt er, und der Fremde hat ja die ganze Zeit geschlafen, seine Hände haben sich nicht bewegt, die Finger waren auf dem Schoße liegend ineinander verschlungen. Der Bestohlene verschmerzt den Verlust und wenn er doch eine Anzeige erstattet, so schaut dabei nicht viel heraus, der Waggon dieb, der heute im Norden der Monarchie gestohlen hat, sitzt morgen schon in einer südlichen Stadt und verzehrt seinen Gewinn und stiehlt dann wieder weit im Osten, wenn sein Kapital zur Reize geht.

Als Beispiel besonderen Raffinements und besonderer Kühnheit sei hier der Mann verzeichnet, der vor einigen Jahren in der Uniform eines österreichischen Offiziers

wochenlang zwischen Wien und Karlsbad operierte. Er benützte den Schlafwagen 2. Klasse und bestahl, während alles im Waggon schlief, seine Mitreisenden. Als sich die Anzeigen über die Diebstähle häuften, mußte sich die Polizei dazu entschließen, Detektive in den Karlsbader Zügen mitfahren zu lassen, welche die Reisenden überwachten. Den Polizeiagenten fiel schließlich der Offizier auf, den sie fast bei jeder Tour bemerkten, und durch eine strenge Beobachtung gelang es schließlich, ihn der Diebstähle zu überweisen. Er wurde verhaftet, nach Wien gebracht und, da er ein desertierter Unteroffizier war, vom Militärgerichte verurteilt.

So wie der vornehm gebildete Dieb im Schnellzug 1. Klasse seine Verbrechen verübt, so macht es der als Bauer oder als Arbeiter Verkleidete in den Bummelzügen der 3. Klasse. Immer bleibt es dasselbe Bestreben, die Dummheit und Unvorsichtigkeit anderer auszunützen, um leichten Gewinn zu erzielen.

Der Chilsener.

Er ist eigentlich eine Abart des „Schottenfellers“. Wie dieser verübt er seine Diebstähle in Geschäftsläden und bedient sich dabei gewandter Taschenspielerstücke. Er stiehlt nicht Waren, sondern Bargeld, das er sich beim Wechseln, beim „Chilsenen“ anzueignen versteht. Wie der „Schottenfeller“ hat auch er meist seinen „Vertusser“, oder deren mehrere. Er macht einen kleinen Scheinkauf, um Gelegenheit zum Wechseln zu haben, und oft erbittet er sich, daß man ihm für die größere Banknote, die er gewechselt haben will, ganz bestimmte Münzen gibt. So verlangt er beispielsweise nur Zehnkronenstücke, Engulden, Kronen mit ungarischer Prägung usw. Wenn

der Geschäftsmann seine kleine Handkassette auf dem Verkaufspult ausleert, hilft ihm der Chilsener nach den verlangten Geldstücken suchen, tippt dabei mit der Fingerspitze die eine oder andere Geldmünze auf und hält diese — genau so, wie es die Taschenspieler machen — zwischen den einzelnen Fingern oder zwischen dem Daumenballen und der inneren Handfläche verborgen, bis er beim Herausziehen des Taschentuches, der Uhr, der Zündholzbüchse das Geldstück unbemerkt in der Tasche verschwinden lassen kann. Dabei wendet er alle Feinessen an, um die Aufmerksamkeit des zu Bestehenden abzulenken. Er hofiert der Verkäuferin oder verlangt plötzlich vom Kommiss, noch ein Stück Stoff zu sehen.

Ist der Kaufmann vorsichtig und leert den Inhalt der Kleingeldkassette nicht auf den Tisch aus, sondern zählt den Betrag zu, so wird der Chilsener beim Nachzählen eine Münze verschwinden lassen und dann erklären, daß er zu wenig herausbekommen habe.

Das Meisterstück des Chilseners besteht darin, nebst dem gewechselten Gelde sich auch wieder jene Banknote anzueignen, die er dem Kaufmann zum Wechseln übergeben hat. Er spricht viel und ununterbrochen, wie ein redegewandter Agent, macht den Kaufmann auf dies, auf jenes aufmerksam, lenkt seine Aufmerksamkeit ab und stiehlt die Note wieder, oder gibt sie überhaupt nicht her. Der Betrogene wird sich leicht durch das elegante Außere, durch die guten Manieren des Schwindlers täuschen lassen und glauben, daß er die Banknote schon in der Kasse verwahrt habe. Wird der Chilsener bei der That ertappt, so hilft er sich durch „Zurückplanten“ des Geldes, mit seiner Frechheit oder durch die Flucht. Auch für den Fall der Flucht ist er zumeist vorbereitet. Er hat falsches Geld bei sich und wenn er gezwungen ist, zu flüchten, so wirft er das falsche Geld, die „linke Me-

summen“ weg. Der Betrogene glaubt nun, der Flüchtige habe sich des eben gestohlenen Geldes entledigt, trachtet natürlich zunächst sein Eigentum wieder zu erlangen, und während er die verstreuten Geldstücke, die er erst nachträglich als falsch erkennt, aufammelt, hat sich der Chilsener in Sicherheit gebracht.

Chilsener sind zumeist internationale Verbrecher, welche Tournen durch ganze Länder und Erdteile unternehmen. So wurde in Wien vor wenigen Jahren eine ganze Gesellschaft von Chilsenern verhaftet. Es waren dies spanische Zigeuner, Männer, Weiber und Kinder. Es wurde ihnen nachgewiesen, daß sie seit Jahren in fast allen europäischen Hauptstädten Diebstähle beim Geldwecheln verübt hatten und daß die Kinder bei diesen Diebstählen als „Vertusser“ verwendet worden waren. In der letzten Zeit wurde wieder in Wien eine ganze Bande von Chilsenern unschädlich gemacht, sechzehn junge Leute, die unter der Führung ihres Lehrmeisters Gottsleben in kleinen Gruppen geteilt operierten. Gottsleben selbst hatte die Tricks dieser Diebstähle von einem alten Chilsener gelernt, welcher sich durch seine Verbrechen so viel erworben hatte, daß er in Wien als Privatier lebte.